

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald. Erscheint jeden Donnerstag. Herausgegeben von der ANZEIGER-HEROLD PUB. CO. Entered at the Post Office at Grand Island as second class matter. Office: 109 S. Walnut Straße Telefon No. 1810. Abonnements-Preise: Bei Vorauszahlung, pro Jahr \$1.75 Nach Europa 2.50 Nach Kanada 2.00

Donnerstag, den 1. Juni 1916.

Die siegreiche österreichische Offensive geht durch das Etschthal! Aetich, Aetich, Cadorna!

Präsident Voiccare ist mit Sarah Bernhardt an die Front gegangen. Der Bojazzo mit der komischen Alten!

Die englischen Soldaten müssen merkwürdig kühle Naturen sein. Kriegen kalte Füße sogar im heißen Wüstenlande Aegyptens.

Wenn das echte Amerikanertum um ein Schibboleth verlegen sein sollte, wir kennen eins — Ros von England! muß es heißen.

Die italienischen Soldaten haben alle Veranlassung, den siegreichen Österreicher dankbar zu sein — sie kommen immer näher an die Heimat heran.

In dem Falle der Römischen Verträge brauchten Gottes Mäherer genau ein Jahr. Wenn sie aber auch bisher langsam mahlen, — heute gemalmten sie.

Russen sollen jetzt auch an der italienischen Front sein. Sie sind also gerade noch rechtzeitig gekommen, um den Kugelmachern beim Laufen Gesellschaft zu leisten.

In Mexiko ist die Ansicht vorherrschend, daß die amerikanischen Truppen in voller Flucht das Land verlassen. Das glorreiche Ende der glorreichen „Strafexpedition“!

Der intime Berater des Präsidenten in völkerrechtlichen Fragen ist Dr. James Brown Scott, ein geborener Canadianer. So findet ein Kriegsratshel nach dem anderen seine Lösung.

Italiens große Stunde habe geschlagen, heißt es in einer augenscheinlich offiziellen Meldung aus Rom. Armes Italien! Dem Glücklichen schlägt bekanntlich keine Stunde!

Aus einem Briefe Friedrichs des Großen: „In diesen harten Zeiten heißt es, sich mit Eingeweiden von Eisen zu wappnen und mit einem Herzen von Stahl, um alles Gefühl zu vergessen.“

Wir finden uns nicht ein, viel zu wissen, aber eins wissen wir bestimmt — Der Mann, der zuerst von einem schwächeren Geschlecht gesprochen, hat Trauungsgebühren niemals zu bezahlen gehabt.

Noch keine deutsche Kirchengemeinschaft in diesem Lande hat Krieg gegen England verlangt. Dafür predigen Hunderte von „stadamerikanischen Geistlichen“ offen Krieg gegen Deutschland — aus christlicher Nächstenliebe!

Eine ganz sonderbare Sache: Ein Amerikaner verfaßt das Maschinen-gewehr und ein anderer Amerikaner ist der Vater des Flugzeuges, aber die amerikanische Armee hat weder erfindungsgewehr, noch erfindungsgewehr, noch erfindungsgewehr.

John D. Rockefeller wird auf seine alten Tage noch leichtsinnig. Er hat einem armen Teufel einen Nickel gegeben. Zunächst, einen ganzen Nickel, und bei solcher Verschwendung ist es allerdings kein Wunder, daß die Gasolinpreise beständig in die Höhe gehen!

Naheru zwölf Milliarden Dollars hat England bis jetzt für den Krieg bereitstellen müssen, und allgemach wird auch wohl Sir Edward Grey zu der Ueberzeugung kommen, daß es für England, erheblich weniger kostspielig gewesen wäre, wenn es Frieden gehalten hätte.

Das Abkommen mit Carranza.

Durch die entgegenkommende Haltung in der Frage der Zurückziehung der amerikanischen Truppen aus Mexiko ist unsere Administration aus einer unangenehmen Lage befreit worden, die nicht nur auf die Beziehungen der Ver. Staaten zu Mexiko ihren Einfluß geltend machte, sondern auch zu einer Störung des guten Einvernehmens zwischen unserem Lande und den drei größten Republiken von Südamerika zu führen drohte. Die diplomatischen Vertreter der letzteren überreichten nämlich im Staats-Departement eine gemeinsame Note, in der sie gegen jede Art bewaffneter Intervention in Mexiko protestierten und die sofortige Rückberufung der amerikanischen Strafexpedition verlangten. Diefen Verlangen ist nunmehr durch das mit der mexikanischen Regierung getroffene Uebereinkommen die Spitze abgebrochen worden. Carranza hat jetzt seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Ver. Staaten sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten seines Landes einzumischen beabsichtigen; er fordert von unserer Regierung nicht mehr die Festsetzung eines Termins, bis zu welchem die amerikanischen Truppen den Boden Mexikos verlassen werden, und begnügt sich mit dem Zusatze, daß unsere Soldaten nur in solchen Gegenden verwendet werden sollen, in denen sich keine mexikanischen Regierungstruppen befinden.

Man wird schwerlich zugeben, wenn man diese Sinnesänderung Carranzas den Bemühungen General Scotts zuschreibt, der im Verein mit General Funston unsere Regierung bei den Konferenzen mit Kriegsminister Obregon beriet und schon bei früheren Gelegenheiten bewiesen hat, daß er einer unserer erfolgreichsten Diplomaten ist, obgleich er gar nicht dem diplomatischen Corps angehört. Unzweifelhaft hat auch General Obregon sein Teil zu dieser freundlichen Lösung der heiklen Frage beigetragen, der aus den zahlreichen Besprechungen mit den amerikanischen Vertretern die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit der Besprechungen unserer Administration genannt und seinen Ichnus ins Bewußtsein fallenden Einfluß bei Präsident Carranza in die- sen Sinne geltend machte.

Wenn man dort sich nicht vergehen, daß Präsident Carranza nur deshalb so schroff gegen die Ver. Staaten aufzutreten wagte, weil er sich bewußt war, im Falle eines Bruches das gesammte mexikanische Volk hinter sich zu haben. Mögen die vielen in Mexiko bestehenden Parteien und Parteien resp. ihre Führer sich untereinander auch noch so sehr befehlen, und alle miteinander wenig geneigt sein, sich Carranza unterzuordnen, wenn es zum Kampfe gegen die unbeliebten Fremdlinge, die verhassten Amerikaner, gekommen wäre, hätten sie ihre persönlichen Zwistigkeiten vergessen und dem gemeinsamen Feinde eine geeinte Front gezeigt. Und wie der gemeinsame Protest Argentiniens, Brasiliens und Chiles beweist, dürfte Carranza auch auf die Sympathie und mindestens moralische Unterstützung der großen südamerikanischen Republiken rechnen, die mit dem Vorgehen der Ver. Staaten gegenüber mehreren kleineren amerikanischen Republiken, besonders San Salvador, Costa Rica und Guatemala, wenig einverstanden waren und darin einen Bruch der von Präsident Wilson im Jahre 1913 gegebenen Zusicherungen sahen. Wie weit im äußersten Falle ihre Unterstützung Carranzas gegangen wäre, läßt sich nur vermuthen, aber jedenfalls hätte das erst nach langen Jahren und mit vieler Mühe hergestellte gute Einvernehmen zwischen den Ver. Staaten und den lateinischen Republiken einen schlimmen Riß erhalten, der unserer Administration gerade unter den augenblicklichen Verhältnissen wenig gelegen sein könnte.

Henry Ford wird als unzufriedener Mann hingestellt, der selbst zugiebt, nichts gelernt zu haben. Er hat jedoch erlernt, seinen Mitmenschen gegenüber gerecht zu sein und sich für Ideen zu öffnen. Eine Weltanschauung, welche gerade hier in Amerika nicht recht verbreitet ist.

Die amerikanischen Befehle des Königs von England rufen sich die Haare, weil das Kanonenfutter aus Canada immer spärlicher wird. Die Kernisten! Am Ende wird ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als selbst eine Stallknechtbrigade zu bilden und nach Flandern zu gehen.

Die bevorstehenden Nationalkonventionen.

Nicht ganz eine Woche trennt uns mehr von der republikanischen National-Convention und noch scheinen die Führer der Partei sich auf keinen Kandidaten geeinigt zu haben. Die meisten Staaten haben ihre Jogen Lieblingsjöhne in's Feld gestellt, was aber eher als ein Achtungsbeweis, denn als ernste Absicht betrachtet werden muß, solchen Kandidaten in der Convention den Sieg auch erringen zu wollen.

Die republikanischen Führer sind auf der Suche nach einem Kandidaten, welcher nicht nur die Progressiven in den Schooß der Partei zurückbringen wird, sondern auch jener großen Zahl von Demokraten, denen die Wilson-Administration gerade im Magen liegt annehmbar erscheinen dürfte. Die republikanischen Führer sind sich darüber zweifellos im Klaren, daß die nächste Präsidentenwahl nicht allein davon abhängig gemacht werden kann, ob der betreffende Kandidat mit Deutschland, mit Rußland oder mit England sympathisire. Es giebt für Amerika zweifellos wichtigere Fragen zu entscheiden, wenn auch darüber kein Zweifel bestehen kann, daß im Weissen Hause kein Präsident verbleiben und in's Weisse Haus kein Präsident einziehen darf, der in auswärtigen Fragen bloß seine persönlichen Gefühle zu Rathe zieht und im Banne dieser Gefühle Rechte des Gesamtvolkes unberücksichtigt läßt. Gefahren für das Gesamtvolk nicht nur herbeiführt, sondern buchstäblich herbeijerrt. Es muß und hoffentlich wird ein Kandidat gefunden werden, welcher in jedem Bürger dieses Landes ein mit unerbürdlichen Rechten ausgestattettes Glied des großen Gemeinwehens sieht und sich nicht einbildet, daß die aus dem Weissen Hause austretenden Ansichten und Verpflichtungen für jeden Bürger sein müssen. An die Spitze dieser Nation muß vielmehr ein Mann gestellt werden, der bereit ist, die Fenster des Weissen Hauses einzuschlagen, damit durch dieselben die Volksluft zu ihm hindringt, welche alle seine Lebensluft sein soll. Es muß ein Mann an die Spitze der Nation gestellt werden, der seine persönlichen Gefühle aus allen Amtshandlungen auszuschalten weiß und von der ehrlichen Absicht geleitet ist, nicht Klaffen, sondern dem Volke zu dienen. Und weil dem so ist, werden die beiden lautesten Kandidaten, die sich anmahnen, das Volk der Ver. Staaten wie Schulfinder zu behandeln und ihnen bei jeder Gelegenheit Verhaltensregeln aufzuzahlen, nach den Conventionen beziehungsweise nach den Wahlen die schwierigsten sein. In den bevorstehenden Wahlen muß dem Demagogentum sowohl wie dem Autokratentum der Boden entzogen werden, und wer immer der Kandidat der republikanischen Partei und somit der nächste Präsident sein wird, es muß ein Mann sein, der genau weiß, daß er, wie Antäus aus der Berührung mit der Erde, nur aus der Verbindung mit dem Volke seine Kräfte schöpfen darf.

Wenn auch Woodrow Wilson in letzterer Zeit von seiner eigenen Partei wiederholt im Stiche gelassen worden ist, kann doch als sicher angenommen werden, daß er aus der in St. Louis abzuhaltenden Nationalconvention als Candidat der demokratischen Partei hervorgehen wird. Und als ebenso sicher kann angenommen werden, daß er im November eine vernichtende Niederlage erleiden wird. Nicht deshalb, weil er die Deutschen haßt, sondern weil er keine Beweise seiner Liebe für das amerikanische Volk erbracht hat. Nicht deshalb, weil er England auf Kosten der amerikanischen Neutralität und der politischen Sittlichkeit der Republik zum Nachtheile Deutschlands unterstützt hat, sondern weil er die Rechte und die Interessen Amerikas zu beschützen unterließ. Nicht allein deshalb, weil er mit Bezug auf das Ausland eine unamerikanische Politik verfolgte, sondern hauptsächlich deshalb, weil er im Auslande Zustände geschaffen hat, welche hier in Amerika dem Einen Champagner schenken, dem Anderen das trodrene Brot aus dem Munde schlagen.

Das Volk hat den Glauben, an Wilson, der bekanntlich sogar im Augenblicke seines Sieges nur die Münderheit für sich hatte, gründlich verloren. Denn im Verlaufe seiner „Regierung“ hat Woodrow Wilson sein Wort wiederholt gebrochen, sogar die Treue zu den Prinzipien, auf Grund welcher er Präsident der Ver. Staaten geworden ist. Gerade mit Bezug auf die Präsidentenwahl hieß es in der Plattform der demokratischen Nationalconvention im Jahre 1912 wörtlich: „Wir begünstigen einen einzigen Präsidentenwahltermin, und zu diesem Zweck bringen wir auf Schaffung eines Amendments zur Verfassung, wodurch die Wiederwahl eines Präsidenten ausgeschlossen ist. Und der Candidat dieser Convention wird für dieses Prinzip verpflichtet.“ Woodrow Wilson war der Candidat jener Convention und als solcher hat er sich, mußte er sich jener Verpflichtung unterwerfen. Und nun will dieser gute Mann wiedererwählt werden.

Für uns handelt es sich aber weniger um die Gründe, welche Woodrow Wilson's Wiederwahlung ausschließen, als vielmehr um die Eigenschaften, die der Candidat der republikanischen Partei besitzen muß, um das Vertrauen der Mehrheit der Bevölkerung zu rechtfertigen. Verfügt Roosevelt jene Eigenschaften? Ein Mann, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht und des Splitters wegen, welchen er im Auge einer anderen Nation zu erblicken glaubt, sein Volk in den europäischen Krieg schleppen möchte, hat kein Anrecht auf das Vertrauen ruhiger und denkender Bürger. Ein Mann, der sich über Belgien in den Krieg hineinredet, in seiner eigenen staatsmännischen Vergangenheit aber ein Korea und ein Panama zu verzeichnen hat, folch' einem Mann können die sittlichen Güter eines großen Volkes ebenso wenig anvertraut werden, wie die wirtschaftlichen. Und trotzdem das amerikanische Volk den laut ausgesprochenen Phrasen noch immer zugänglich ist, gewohnt die Ueberzeugung, daß Roosevelt aufgehört hat, die Führerrolle spielen zu dürfen, täglich weiteren Boden.

Bundesoberrichter Chas. Hughes scheint der Mann zu sein, den man von der Richterbank herunterholen will, wie man einst Cincinnatus von dem Pfluge weggeholt hat. Und weil die Integrität dieses Mannes nicht angetastet werden darf, weil man nicht leugnen kann, daß Hughes wiegt und wägt, ehe er handelt, und sich weder von Impulsen noch von persönlichen Gefühlen oder Vereinnahmungen leiten läßt, weil man ferner weiß, daß in dem bevorstehenden Wahlkampfe die Stimmen der Bürger deutlicher Abkunft den Ausschlag geben werden, suchen die Freunde der Munitionsfabrikanten die Deutschamerikaner dahin aufzuklären, daß auch Charles Hughes ein Feind der Deutschen sei. Kann sein, daß dem so ist, in Thaten hat er diese Empfindungen weder als Gouverneur des Staates New York, noch als Bundesoberrichter umgeleert. Und das Volk des Landes hängt nicht davon ab, was dessen Präsident empfindet, sondern davon, was er thut. Charles E. Hughes hat sich als rechtschaffenster Politiker, als weitblickender Staatsmann bewährt. Er hat seinen Hut auch diesmal nicht in den Ring geworfen, die Candidatur wird ihm vielmehr aufgemungen, und wenn nach Stimmen und Stimmungen geurtheilt werden darf, wird er von der Mehrheit des amerikanischen Volkes als die hervorragendste Gestalt unseres öffentlichen Lebens angesehen.

Für die am 7. Juni in Chicago stattfindende Parade der Wahlrechtsfrauen haben diese sich Ketten bestell, in welchen sie marschiren werden. Die amerikanische Frau in Ketten! Dieser Gedanke ist zweifellos dem Kopfe eines Spahnehäders entsprungen.

Die von jedem guten Oesterreicher und Ungarn heiß ersehnte Stunde der Abrechnung mit dem italienischen Verräther scheint gekommen zu sein. Auch die Herzenswünsche der amerikanischen Söhne der Donaumonarchie begleiten den Doppelaar auf seinem Siegeszug nach Weßland.

Der italienische Historiker Guglielmo Ferrero ist der Ansicht, daß es in Zukunft Krieg zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr geben werde. Der Ansicht sind wir auch. Nach diesem Krieg wird Frankreich für alle Zeiten von seinen kriegerischen Geliebten Deutschland gegenüber Aetich sein.

Mexiko und sein Ende.

Es heißt, daß die Carranza-Regierung eine neue Note an die Bundesregierung vorbereite, in der sie wiederum nachsucht, daß die amerikanischen Truppen Mexiko verlassen. Man erklärt dies in Washington mit dem Bestreben, sein Ansehen bei den Mexikanern aufrecht zu erhalten. Jedoch selbst diejenigen Amerikaner, die bisher der Carranza-Regierung die Stange hielten, wenden sich von ihm ab, da er offenbar zu einem Bruch mit den Ver. Staaten treibt. Die Bevölkerung Maderas nimmt gegen die amerikanischen Soldaten eine sehr feindliche Stellung ein. In der Nachbarhaft des Großen Bend werden zahlreiche mexikanische Streitkräfte zusammengezogen. Es heißt, daß in jener Gegend im nördlichen Mexiko 30,000 Mann stehen sollen, und die Vereinbarung mit Gen. Scott war, daß nur 10,000 Mann dortselbst stehen sollten. Das sieht gewiß ganz verdächtig aus. Die mexikanische Note, welche die Zurückziehung der amerikanischen Truppen fordert, ist noch nicht in Washington angekommen, obgleich sie abgedruckt sein soll. In Washington herrscht die Ansicht vor, daß Carranza mit dem Abenden der Note so lange warten wird, bis er seine Truppen an den strategischen Punkten der Grenze entlang zusammengezogen hat, um seinen Worten in der Note mehr Nachdruck zu verleihen.

Große Bestürzung herrscht in Washington über die Nachricht, General Obregon habe alle Mexikaner im militärpflichtigen Alter zu den Waffen wider den gemeinsamen Feind gerufen, obgleich die Ueberzeugung, daß Roosevelt aufgehört hat, die Führerrolle spielen zu dürfen, täglich weiteren Boden.

Ein entartetes Volk nennt der amerikanische Arzt Dr. Waldo Richardson aus Seattle die Engländer. Er ging als Bewunderer Englands hinaus, um sich in den englischen Feldhospitälern Nordfrankreichs nützlich zu machen, und als Verächter der Engländer ist er zurückgekehrt. Als er hinausging, kannte er sie nicht, heute kennt er sie. Damals wünschte er ihnen den Sieg und glaubte an ihren Sieg. Heute ist er überzeugt, daß sie unterliegen werden, wie sie es verdienen. Damals sprach er nach, was die im Dienste Englands stehende Presse ihm vorgezagt hat, heute spricht er aus eigener Wahrnehmung. Die hat ihn befehrt.

Im englischen Unterbaue ist vor einigen Tagen der Vorstoß gemacht worden, die Bevölkerung auf amtliche Lebensmittelrationen zu setzen. Und Niemand hat widersprochen. Als Deutschland seine Brot- und andere Karten einführt, jubelte man in England, das deutsche Volk sei am Verhungern. Es lebt aber heute noch und es geht ihm sogar recht gut. Jetzt soll England dasselbe thun, was Deutschland damals als der Anfang vom Ende ausgelegt wurde. Was es möglicherweise für England auch sein wird. Die Reihe, zu jubeln, ist jetzt an Deutschland.

Präsident Wilson hat den Brief des Papstes beantwortet. Der Schulmeister von New Jersey ist in nobler Beziehungen getreten. Und all diese Verlichkeit soll in wenigen Monaten ein Ende nehmen. Keine Klage wird sich um Professor Woodrow Wilson kümmern. Seine Verweigerung ist begreiflich, aber wohlverdient.

Für das nächste Fiskaljahr müssen wieder 150 Millionen Dollars durch neue Steuern aufgebracht werden. Wenn man auch sonst nicht viel zum Ruhme der Wilson'scher Administration sagen kann — den Ruhm wird Niemand ihr rauben, daß sie auf keine ihrer Vorgängerinnen anreißend auf Reute mit Entdeckertalent gewirkt hat. Auf die Entdeckung neuer Steuern nämlich.

CARRYING WINE TO FRENCH SOLDIERS



The above picture shows French soldiers taking wine to their comrades at the front. The French commanders allow their soldiers a bottle of red wine with each meal.

T'HE "CHILDREN'S HOUR" IN THE TRENCHES.



The above picture shows how some of the Germans enjoy an hour off trying to forget the horrors of war.

AMONG THE BRITISH SAILORS



From the above photograph taken aboard one of the British war ships, it will be seen that the flask is not prohibited among the sailors of King George.

AN HOUR OFF FROM FIGHTING



From the above picture it will be seen that the German soldiers and nurses enjoy their favorite beverages in forgetting the hardships that belong to life at the front.

Im Namen der Humanität, die gegenwärtig in Washington geübt wird, könnte man von Deutschland gerade so gut verlangen, es solle nur noch mit alten Kartoffeln und trockenen Semmeln scheßen, und vielleicht erleben wir es noch, daß auch diese Forderung nach Berlin gerichtet wird. Sogt Carl Grey, der Schürterle des Bierverbandes: „Wir werden nicht eher Frieden machen, bis die preußische Barbarei erdroffelt ist und wir die Freiheit allen kleinen Völkern wiedergegeben haben.“ Und das sagte Schürterle in dem Augenblicke, wo die Freiheit Irlands im Blute seiner Patrioten erstikt war!